DIE
DEUTSCHORDENSLITERATUR
DES MITTELALTERS

REDE

ZUR

FEIER DES GEBURTSTAGES S. MAJESTÄT DES KAISERS
AM 27. JANUAR 1910

GEHALTEN

IN DER AULA DER UNIVERSITÄT HALLE-WITTENBERG

VON

PHILIPP STRAUCH

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1910

Hochansehnliche Versammlung!

Die Bedeutung des Rittertums und der Kreuzzüge für die Entwicklung der mittelhochdeutschen Literatur zur Blüte ist allbekannt und von der Forschung nach allen Seiten hin erörtert worden. Vermittelten diese uns einerseits die Kultur des Orients, andererseits den Ideenaustausch mit der europäischen Christenheit, so gab jenes unserer literarischen Entwicklung ein so eigenartiges Gepräge, daß wir mit Recht die Dichtung dieser Zeit als ausgesprochene Standespoesie bezeichnen dürfen. Kannte die althochdeutsche Periode nur zwei literarische Stände: den Spielmann und den Geistlichen, so ist die mittelhochdeutsche Poesie im wesentlichen Ritterpoesie, eine Poesie der ritterlichen Ideale, denen die alte Heldensage ebenso ihren Tribut zollen mußte wie die geistliche Dichtung. Im 12. Jahrhundert sich ausbildend, erreicht die Entwicklung ihren Höhepunkt im Eingang des 13. Jahrhunderts, um bald darauf mit der Zeit des Interregnums wieder an Glanz zu verlieren. Allein Kulturelemente, die sich einmal als wirksam erwiesen haben, sie bleiben unverloren, auch wenn sie sich nur in vereinzelten Spuren verfolgen lassen. Wie die deutsche Mystik des 14. Jahrhunderts in gewissem Sinne als geistlicher Minnesang den weltlichen des 12. und

13. Jahrhunderts fortsetzt, so umgibt uns in der Deutschordensliteratur des 13. und 14. Jahrhunderts Rittertum und Kreuzzugsatmosphäre, aber in charakteristischer Wandlung. An Stelle der Kreuzfahrten zum heiligen Grabe sind die Preußenfahrten getreten, das Rittertum, in seiner Ausbildung stark von romanischen Vorbildern beeinflußt und selbst als Deutscher Orden zunächst nach dem Muster der wälschen Ritterorden der Templer und Johanniter gegründet, hat nationale Gestalt angenommen; indem es sich zugleich zum Träger der Kolonisation macht, wird das ursprünglich überwiegend religiöse Motiv zu einem national-politischen erhoben. Für dieses Kapitel unserer mittelalterlichen Literaturgeschichte, das von einem ersten Versuch abgesehen, bis jetzt eingehender nur, so weit es den Historiker angeht, gewürdigt worden ist, möchte ich mir Ihre Aufmerksamkeit erbitten. Es konnte reizen, wo in jüngster Zeit mit der Veröffentlichung bisher unbekannter Dichtungen ein guter Anfang gemacht ist, einmal in einem Überblick, so weit dies mit Rücksicht auf die mir zugemessene Zeit möglich ist, die Probleme zu erörtern, die uns die eigenartige, scheinbar in sich abgeschlossene Deutschordensliteratur stellt, insbesondere vom Katheder einer preußischen Universität aus. Darf man doch mit Fug und Recht es behaupten, daß der Deutsche Orden, dem Preußen seinen Eintritt in die Geschichte und seine Kultur verdankt, auch den Grund zum späteren Königreich gelegt hat, unter dessen Schutze wir heute leben, dessen erhabenen Herrscher wir heute in der Person unseres Kaisers mit ehrfurchtsvollem Glückwunsch feiern.

Der aus einem Spitalorden 1198 zum Ritterorden erhobene und 1199 durch Vermittlung Wolfgers von Passau,

des Gönners Walthers, vom Papste bestätigte Orden S. Marien vom Deutschen Hause zu Jerusalem hatte seine ältesten Balleien in Thüringen und Österreich, deren Fürsten, wie sie Gönner der Dichtkunst waren, zugleich auch an dem Aufblühen des Deutschordens in ihren Ländern werktätigsten Anteil genommen haben. Einem thüringischen Geschlechte, aus dem auch der Minnesänger Hug von Salza, Veldekes und Hausens Zeitgenosse, hervorgegangen, entstammte des Ordens vierter Hochmeister Hermann von Salza, der Freund Friedrichs II. wie des päpstlichen Hofes, der mit genialem Weitblick die welthistorische Mission des Ordens einleitete, in dem er ihm sein Arbeitsfeld an der Bernsteinküste anwies. Sein Nachfolger in der Hochmeisterwürde wurde 1239 Konrad von Thüringen, des Landgrafen Hermann Sohn und Schwager der vom Deutschorden besonders verehrten heiligen Elisabeth, der Gründerin und Schutzheiligen des Deutschen Hauses zu Marburg, das die hessischen Landgrafen „die glänzende Perle ihres Landes“ zu nennen pflegten. Als erster unter sämtlichen Hochmeistern betrat Heinrich von Hohenlohe im Jahre 1246 den preußischen Boden. Sein Geschlecht aber war es, das den Grund zur fränkischen Ordenskommende Mergentheim legte, dem späteren Ordenssitz nach seiner Auflösung in Preußen. Er selbst war ein naher Verwandter jenes Gottfried von Hohenlohe, den Rudolf von Ems als Verfasser eines verlorenen Artusgedichtes rühmt, und Konrads von Hohenlohe-Brauneck, der wahrscheinlich mit dem von Hugo von Trimberg genannten Liederdichter von Brunecke identisch ist. Ein Nachkomme des Minnesängers Gottfried von Neifen, Bertold von Neifen, förderte die Errichtung der fränkischen Kommende Winnenden. Ob der um 1260

nachgewiesene Otto von Haslau, Landkomtur der Ballei Österreich, mit dem Dichter Konrad von Haslau, dem Verfasser eines Lehrgedichts „Der Jüngling“ aus dem Ende des 13. Jahrhunderts zusammenhängt, muß dahingestellt bleiben.

Es fehlt jedenfalls schon im 13. Jahrhundert, in den Anfängen des Deutschordens nicht an Fäden, die ihn mit der gleichzeitigen Literatur verknüpfen: es sind dieselben Familien, aus denen Dichter und hohe Ordensmitglieder hervorgehen. Fürstliche Minnesänger wie Heinrich der Erlauchte von Meißen, Otto von Brandenburg mit dem Pfeil, später auch Graf Wernher von Homberg, beteiligten sich an den Preußenfahrten, die, je weiter wir im Jahrhundert fortschreiten, immer mehr in Aufnahme kommen — man darf von einem fünfzigjährigen Preußenkreuzzug (1233—1283) reden —, um in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bereits in reine Abenteuerlust auszuarten. Aus allen Teilen des Deutschen Reichs, aus den mitteldeutschen, oberdeutschen und hier namentlich österreichischen Gegenden strömten die Kreuzfahrer in Scharen herbei: die Preußenfahrten wurden Mode, vor allem als Ottokar von Böhmen, ein besonderer Gönner des Ordens, in den Jahren 1254 und 1267 vornehmlich mit böhmischen, mährischen und österreichischen Streitkräften in die Weichsellande zog. An der ersten Fahrt nahm wohl sicher auch der Spruchdichter Meister Sigeher teil, alle Hoffnung auf den Böhmenkönig in den Ausruf: „siegt Ottokar nicht, sind wir verloren!“ zusammenfassend. Über die zweite Fahrt, auf der Ulrich von Lichtensteins Sohn Otto die steirischen Ritter führte, berichtet ausführlich der steirische Reimchronist. Auch sonst hat die Sage des Böhmenkönigs Fahrten mit

einer Fülle abenteuerlicher Züge ausgeschmückt. Sogar die deutsche Heldensage bewahrt daran eine Erinnerung, wenn im Gedichte von Biterolf und Dietleib ohne jeden inneren Zusammenhang mit der übrigen Handlung als Episode eine Preußenfahrt König Etzels eingeschaltet ist. Möglich auch, daß das in österreichischen Quellen öfter genannte, wegen seiner Tapferkeit gefeierte Brüderpaar Wernhard und Heinrich den Beinamen Preußel seiner Teilnahme an einem Preußenzuge verdankt.

Umschwebte anfänglich diese Kampfesfahrten gegen die heidnischen Preußen der Nimbus religiöser Weihe, so trugen sie bereits im 14. Jahrhundert, als der Hochmeistersitz ins preußische Land verlegt war, die Kunde vom Reichtum und der verschwenderischen Pracht einzelner Ordenssitze sich mehr und mehr verbreitete, einen stark verweltlichten Charakter zur Schau. Der einheimische und eingewanderte österreichische Adel scheint an diesen Kreuzfahrten vor allem Gefallen gefunden zu haben. Der Wandertrieb war bei diesen vornehmen Herren stark ausgeprägt und wie er sie in ferne Weltteile führte, so auch in die damals erschlossenen östlichen Gegenden. Peter Suchenwirt, ein österreichischer Wappen- und Heroldsdichter, der sicher bis 1395 lebte, hat der Verherrlichung solcher Herren eine ganze Reihe von Ehrenreden gewidmet, für die die ausführlich und anschaulich — der Dichter berichtet als Augenzeuge — besungene Ritterschaft Herzog Albrechts III. von Österreich im Jahre 1377 als Typus gelten kann. Albrechts Bruder Leopold hatte wenige Jahre vorher (1372) gleichfalls eine Preußenfahrt unternommen. So lebhaft sich die Darstellung bald im Stile des höfischen Romans, bald dem der spielmännischen Kunst bewegt, von glänzendem Empfang,

prunkvoller Bewirtung an besonderen Ehrentischen, alter Ordenssitte gemäß, oder vom kriegerischen Aufbruch gegen die Heiden meldet: der rhetorische Aufwand steht in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Leistung, die eben doch nur ein ritterliches Abenteuer bleibt, ein Prüfstein der Ritterlichkeit. Auch der Minnesänger Hugo von Montfort nahm an Herzog Albrechts Zuge teil, desgleichen Oswald von Wolkenstein, von hohem tirolischen Adel, damals zehnjährig, als Reiterbub. Er, dessen ganzes Leben eigentlich eine Kette von Abenteuern war, kehrte nicht mit Herzog Albrecht heim, sondern blieb in Preußen, wo er acht Jahre als gemeiner Krieger diente, Litauen, Polen und Rothrußland durchstreifte und dabei die slavischen Sprachen erlernte. Der langjährige preußische Aufenthalt im jungen Lebensalter hat auch in der Sprache des Tirolers Spuren zurückgelassen.

Es fehlt nicht an Stimmen, die in derselben Zeit gegen die oft abenteuerlichen Ritterfahrten ins Preußenland energisch und mit guten Gründen zu Felde zogen. So namentlich ein etwas älterer Landsmann Suchenwirts, Heinrich der Teichner, der meint, kein Vernünftiger könne sich über diese Preußenfahrten freuen, man schütze vor, es geschehe der Mutter Gottes zu Ehren, lasse aber dabei Witwen und Waisen zu Hause im Elend; wer die Seinen schütze, werde ebenso heilig, als wenn er dort in Preußen gekämpft hätte. Er hätte noch keinen etwas Gutes von dort mitbringen sehen, im Gegenteil: sie trügen nur Geld außerlands zu den Heiden, daheim aber verarme Ritter und Knecht usw. Oder er berichtet von einem verliebten Narren, der seinen Bart so lange ungeschoren lassen wolle, bis er von der Fahrt nach Preußen, die er der Geliebten zu Ehren

gelobt hat, heimkehre, darin dem ritterlichen Minnesänger ähnlich, der oft aus gleichem Anlaß die Fahrt zum heiligen Grabe übers Meer antrat. Daß andererseits diese Fahrten nicht nur die eheliche Treue des Mannes gefährden konnten, sondern auch die der zurückgebliebenen Frau, lesen wir im Volksbuch von den Sieben weisen Meistern.

Allein diese Entartung und Abnützung ursprünglich edler Motive fällt weniger dem Orden zur Last, so beredt er auch, um sein Kolonisationswerk durchzuführen, die Mithilfe weitester Kreise anrief, als dem Tatendrang und der Abenteuerlust adliger Herren. Dem aristokratischen Element steht wenigstens in seinen ersten Zeiten ein bürgerfreundliches zur Seite und als geistlicher Orden ist er sich von Anfang an seiner erziehlichen und auf Bildung ausgehenden Aufgabe bewußt gewesen. So fehlt es nicht an engerer Fühlung mit der mystischen Bewegung. Die vermittelnde Rolle dürften hier die Dominikaner übernommen haben, die mit den Bestrebungen des Ordens wie mit der mystischen Zeitströmung sympathisierten. Die Mystikerin und Visionärin Mechthild von Magdeburg gedenkt in ihren Offenbarungen ihrer Landsmännin Jutta von Sangerhausen, der Heiligen von Kulm, die Gott den Heiden als Botin und zum Vorbild gesandt habe; sie war 1255 auf Anregung ihres Verwandten Arno von Sangerhausen, des Meisters von Livland und späteren Hochmeisters, nach Preußen gezogen und wirkte bei Kulm als Waldschwester und Einsiedlerin durch Wort und Tat für die Verbreitung des Christentums. Christina Ebner, Klosterfrau in Engeltal bei Nürnberg, wo der Deutschorden eine begüterte Komturei besaß, erhielt als zehnjähriges Kind (1287) den Deutschordenspriester Heinrich von Rotenburg zum

geistlichen Lehrer. Der vielgeschäftige Weltpriester und Mystiker Heinrich von Nördlingen, besonders von frommbegeisterten Frauen verehrt, stand (1339) in engem Verhältnis zu den Basler Deutschherren, bei denen er täglich Messe las, einen Herrentisch hatte und allzeit zuvorkommendste Behandlung genoß. In einem der unter dem Namen des großen Gottesfreundes überlieferten Tractate, der Geschichte eines jungen Weltkindes, lesen wir, wie ein Jüngling, der Weltpriester werden will, zunächst auf Bitten seiner Freunde in den Deutschen Orden eintritt — er könne da ja gegen die Heiden kämpfen, wenn er wolle —, dann all sein Gut dem Orden überläßt und Priester wird; der Deutschorden muß sich darnach also im Kreise der Gottesfreunde eines besonderen Ansehens erfreut haben.

Der Deutschorden hat aber auch selbsttätig die Literatur bereichert, an seinen außerpreußischen Stätten in einer früheren Zeit als man gemeiniglich annimmt. Die literarischen Interessen, die in den 20er und 30er Jahren des 14. Jahrhunderts eine reiche preußische Deutschordensdichtung entstehen lassen, treten uns in süd- und mitteldeutschen Ordenshäusern schon früher, z. T. noch im 13. Jahrhundert sichtbar entgegen. Betonen einzelne Werke ihre Ordensherkunft ausdrücklich: größer noch ist die Zahl derer, die eingehendere Behandlung jedenfalls mit den Ordenskreisen in Beziehung setzen darf. Zu ersteren gehört Hugo von Langensteins langatmiges, sprachlich und kulturhistorisch aber interessantes Gedicht von der Marter der heiligen Martina. Im Jahre 1282 hatten Arnold von Langenstein und seine vier Söhne — unter ihnen Hugo — ihre sämtlichen hegauischen Besitzungen dem Deutschorden übergeben und waren in die auf Grund dieser Schenkung

gestiftete Komturei Meinau im Bodensee eingetreten. Hugo begegnet zeitweise auch in anderen Ordenshäusern der elsässischen Ballei. Er hat, um weltlicher Poesie entgegenzuwirken, selbst wohlbewandert in der Dichtung seiner Zeit nach dem Vorbild Gottfrieds und seiner Schule im Jahre 1293 auf Bitten einer bejahrten Dominikanerin die 11 Martern der bis dahin in Deutschland unbekannten römischen Märtyrerin nach lateinischer Quelle, aber mit mancherlei gelehrten und von Belesenheit zeugenden Zutaten in deutsche Reime gebracht; große Breite und ein starker Hang zu allegorischen Spielereien haben das umfangreiche Gedicht meist ungünstiger beurteilen lassen als es verdient; der Dichter ist nicht ungewandt, auch nicht phantasielos.

Die Handschrift, in der uns die Martina erhalten ist, bewahrt noch ein anderes den Deutschorden betreffendes Gedicht, dessen Verfasser, ein Fahrender namens Schondoch, auch sonst in der Literaturgeschichte bekannt ist. Seiner Sprache nach alemannischer Herkunft hat er in der ersten Hälfte des 14. Jahrhundert knapp und schmucklos, von Konrad von Würzburgs Kunst beeinflußt, in einem kleinen Dichtwerk „Der Litauer“, wohl nach mündlicher Überlieferung eine alte Ordenssage zur Verherrlichung seiner Mission behandelt, die Geschichte eines heidnischen Litauerfürsten zu Thorn, der durch ein Wunder — er sieht Christus in Riesengestalt in der Hostie — für das Christentum gewonnen wird. In solcher Umgebung auf uns gekommen, möchte man dann auch für eines der ältesten diätetisch-naturwissenschaftlichen Werke in deutscher Sprache, für die sogenannte Meinauer Naturlehre, deren Verfasser der damaligen Zeit nicht allgemein geläufige Kenntnisse

besessen haben muß, den Ursprung in Deutschordenskreisen suchen. Finden wir doch später ähnliche Anweisungen von einem berühmten Arzte für den Hochmeister von Preußen niedergeschrieben. Daß die Wissenschaft popularisierende Bestrebungen dem Orden nicht fern lagen: dafür liefert das nach 1361 entstandene Summarium deutscher Mystik, die von Luther hochgeschätzte sogenannte Theologia Deutsch den besten Beweis, zusammengestellt von einem Deutschherrn, der Priester und Kustos in der Deutschen Herren Hause zu Frankfurt war, ein Gottesfreund, der von hoher Warte aus seine Mitmenschen den Weg zur Vollkommenheit weisen will. Aber auch sonst lehrt uns ein Blick in die Ordensbibliotheken, daß wenigstens in seiner Blütezeit der Orden darauf bedacht war, seinen Mitgliedern wissenschaftliche Werke zu Studienzwecken zur Verfügung zu stellen.

Schwierigere Probleme knüpfen sich an eine Reihe von Dichtungen, die zweifellos dem Deutschorden nahestehen, deren Beliebtheit im preußischen Ordensland ihr Vorkommen in dortigen Büchereien und alten Bücherverzeichnissen bezeugt, ohne daß sie dort entstanden sein müßten oder, wenn dies der Fall ist, brauchte der Dichter doch nicht dort heimisch zu sein.

Vielleicht darf eine neuerdings aufgefundene Judith hier eingereiht werden; von einem jungen Thüringer für seinen Ordensbruder im Jahre 1254 verfaßt, berührt sie sich im Wortschatz mehrfach mit der späteren Ordensliteratur und würde zeitlich ihr ältester Vertreter sein; auch die Neigung zu mystisch-allegorischen Betrachtungen würde eher dafür als dagegen sprechen, das Thema selbst aber — ein heldenhaftes Weib, das sein Leben für die

religiöse und politische Freiheit seines Volkes aufs Spiel setzt — fügt sich passend in den Kreis der Deutschordensdichtungen ein, die Glaubenshelden gern verherrlichten und gerade die Judith unter ihnen nennen. Ähnlich verhält es sich mit einer gereimten Übersetzung von Esdras und Neemyas in derselben, später dem Mergentheimer Deutschordenshause gehörigen Handschrift, und auch eine deutsche Thomas-Apostellegende in Reimen hängt möglicherweise mit der Deutschordensliteratur zusammen.

Aus der Zeit um 1300 kennen wir eine in zahlreichen, dialektisch stark voneinander abweichenden Handschriften bis nach Niederdeutschland hin verbreitete Mariendichtung, die Bruder Philipp, ein Rheinländer oder Nassauer, als Kartäusermönch zu Seitz in der Steiermark schrieb und den Brüdern vom Deutschen Hause zusendet, denen er zugetan ist, da sie Maria, die Schutzpatronin des Ordens, ehren und den Christenglauben ausbreiten. Gewiß hatte er bei den Beziehungen Österreichs und der Steiermark zum Deutschorden Gelegenheit, seine Dedikation in ein preußisches Ordenshaus gelangen zu lassen, aber warum nicht auch in eine Kommende seiner näheren Umgebung? Wer will das entscheiden? Ähnliche Erwägungen kommen auch für andere Dichtungen in Betracht. Daß Berührungen mit dem Deutschorden bestehen, ist für das Väterbuch und Passional allgemein zugegeben, allein wir vermögen sie doch im Einzelnen noch nicht klar zu überschauen, so lange die Heimatfrage des Verfassers nicht befriedigend beantwortet ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der im mitteldeutschen Sprachgebiet heimische Dichter, ins preußische Ordensland eingewandert ist und unter Einwirkung der dortigen eigenartigen Sprachverhältnisse geschrieben hat

auf Anregung eines einflußreichen Gönners. Im Väterbuch gedenkt er bei Schilderung des jüngsten Gerichts mit begeisterten Worten der Marienritter, die er auch im Passional preist. Nirgends aber stand der Marienkult in größerem Ansehen als im preußischen Ordensland. Jeroschins Deutschordenschronik war der Maria geweiht und noch heute stehen wir staunend vor dem übermächtigen Mosaik-Muttergottesbild, mit dem Dietrich von Altenburg im 14. Jahrhundert die Kirche des Hochmeisterschlosses zu Marienburg geschmückt hat, ein Denkmal frommen, zugleich aber großzügigen, zielbewußten Sinnes.

Der Passionaldichter hat die Maria zur ausschließlichen Heldin seines ersten Buches gemacht, ihr außerdem 25 Legenden gewidmet, deren jede mit den Worten: *des sî gelobt die kuningîn!* schließt, und damit seiner Marienverehrung beredtesten Ausdruck gegeben.

Man darf den Verfasser dieser beiden umfangreichen Legendenwerke, der im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts gedichtet haben muß und sich absichtlich in Anonymität gehüllt zu haben scheint, den „letzten Schule machenden Epiker des Mittelalters“ nennen; insbesondere hat er die späte Blüte der Literatur im Ordenslande sichtlich beeinflußt nach Inhalt, wie nach Sprache, Stil und Form; wir finden seine Werke, gelegentlich sogar in mehreren Exemplaren, in allen größeren Ordensbibliotheken vertreten. Einige kleinere geistliche Dichtungen wie die Geschichte der Esther, die Allegorie Der Sünden Widerstreit (wohl noch aus dem 13. Jahrhundert) verleugnen gleichfalls diesen Einfluß nicht: von den Stoffen wissen wir, daß sie in der Ordensliteratur beliebt waren, die Texte sind uns zudem in Handschriften zusammen mit sicher der Ordens-

literatur zuzurechnenden Werken überliefert, und man möchte daraus die Berechtigung ableiten, diese Anonyma gleichfalls hier einzureihen.

Festeren Boden betreten wir aber erst mit der Jahrhundertwende. Ein regeres literarisches Leben, für kurze Zeit sogar eine Blüte deutscher Dichtung konnte sich im Ordenslande erst entwickeln, als einigermaßen friedliche Zustände in den dortigen Verhältnissen eingetreten waren. Das war aber erst seit den 80er Jahren der Fall. Um 1283 war die Herrschaft des Ordens in Preußen entschieden. 1309 wurde durch Siegfried von Feuchtwangen der Hochmeistersitz von Venedig dauernd nach Marienburg verlegt — ein Entschluß von eminenter Bedeutung —, denn damit wurde die nationale Aufgabe des Ordens auch äußerlich sanktioniert. Nun erst wurde er ganz deutscher Orden. Und nun erst konnte durch Schaffung und durch das Aufblühen politischer und geistiger Zentren auf dem fast ausschließlich durch Niederdeutschland kolonisierten Boden jene mit oberdeutschen und niederdeutschen Elementen vermischte hochdeutsche, genauer mitteldeutsche Dichter- und Literatursprache sich fester gestalten und weiter ausbilden, die der preußischen Ordensdichtung ein so eigenartiges Gepräge gibt und noch vereinzelt im Wortschatz der heutigen Mundart fortlebt. Von einer einheitlichen Sprachform kann freilich trotz vielem Übereinstimmenden in den Denkmälern nicht die Rede sein in einem Gemeinwesen, das aus Vertretern sämtlicher deutscher Stämme hervorgegangen war. Die Bestandteile dieser Schriftsprache sind daher zunächst für jeden einzelnen Schriftsteller festzustellen.

Es begreift sich, daß den literarischen Interessen des Ordens die geistliche Dichtung mehr entsprechen mußte

als die weltliche. Jene regte denn auch zu eigner Produktion an, während diese nur insoweit in Betracht kam, als sie geeignet schien, für ein geistliches Rittertum, das sich vor allem in Glaubenskampf und Selbstaufopferung, wenn es gilt, dem Christentum zum Siege zu verhelfen, betätigt, durch Hinweis auf ältere Dichtungen wie Strickers Rolandslied oder Rudolfs Barlaam, deren Vorhandensein wir in mehreren Ordenshäusern nachweisen können, zu entflammen. In diesem Sinne hat also die geistliche Ordensliteratur auch aus der höfischen Dichtung Anregung schöpfen können, und es wäre zu verwundern, wenn unter den zahlreichen Handschriften von Wolframs Willehalm, dem Typus des streitbaren christlichen Ritters, keine zeitweise im Ordensbesitz gewesen sein sollte. Die für den Ordensstaat so charakteristische Verschmelzung von Ritter- und Mönchstum, sie gibt gleichfalls der in ihm gepflegten Dichtung jene besondere, wenn auch nicht immer gleichmäßige Färbung, die ersetzen muß, was ihr an Tiefe des Inhalts und Schönheit der Form gebricht.

Die Blüte der geistlichen Dichtung im Ordensland knüpft an an die Namen Luther von Braunschweig und Dietrich von Altenburg, die in den 30er Jahren die Hochmeisterwürde innehatten. Der Orden stieg damals zur Sonnenhöhe seines Ruhmes auf. Ersterer, ein Nachkomme Heinrichs des Löwen, der Sohn Albrechts des Großen und Verwandter der heiligen Elisabeth, der Schutzpatronin seines Lebens, aus einem Geschlechte, das vor und nach ihm Träger des deutschen Ordensmantels aufzuweisen hat und wohl auch an der Ausbildung der Sage von Thedel Unvorferd, der sich nach Livland zum Schwertritterorden begibt und dort stirbt, mitbeteiligt war; der fürstliche

Ordensritter, der bereits 50 Jahre seinem Orden an verschiedenen Orten und in verschiedenen Ämtern gedient hatte, ehe er in die höchste Würde berufen wurde, ein Mann von wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung, ein Reformator des Schulunterrichts, ein Freund des Kirchengesangs und eifriger Förderer der Dichtkunst, insbesondere in religiöser Hinsicht und im Interesse der Landesgeschichte, selbst dichterisch tätig als Verfasser von *libri vulgares*, d. h. deutsch geschriebenen Werken, unter anderen einer um 1300 nach lateinischer Vorlage gedichteten, leider verlorenen Legende von der heiligen Barbara, deren Haupt der Sage nach nach Preußen gelangt sein soll und dort als Reliquie verehrt wurde, vielleicht auch Verfasser des noch zu nennenden Makkabäerbuchs, gepriesen und gefeiert von denen, die sich seiner Gunst erfreuen durften, wie Tilo von Kulm, Nikolaus von Jeroschin und der Dichter der Danielparaphrase. Luther von Braunschweigs vielseitige Bestrebungen — auch die deutsche Übersetzung der Ordensstatuten entstand auf seine Anordnung hin — setzte sein Nachfolger Dietrich von Altenburg aus dem pleißnischen deutschordensfreundlichen Dynastengeschlecht fort, auch dieser während langer Jahre mit hohen Stellungen im Orden betraut, um noch als Achtzigjähriger 1335 den Hochmeistersitz einzunehmen, ein tapferer, streitbarer Held in den Polenkriegen, nie ermüdend, mit dem Mut eines Löwen, nicht minder aber auf Bildung bedacht, die literarischen Arbeiten Tilos und Jeroschins mit gleichem Wohlwollen wie sein Vorgänger begleitend, hochverdient auch um den Ausbau der Marienburg und ihres Gotteshauses.

Zeitlich bilden die bekanntesten Namen der Deutschordensdichtung, Heinrich von Hesler und Nikolaus von

Jeroschin — auch die Geschichte der deutschen Metrik nennt sie als die einzigen Schriftsteller der mittelhochdeutschen Periode, die sich theoretisch über die von ihnen befolgten metrischen Gesetze ausgelassen — gleichsam den Rahmen für das Literaturbild, in dem sich die geistige Bewegung jener Tage wiederspiegelt. Heinrich von Heslers Persönlichkeit ist erst neuerdings in schärfere Beleuchtung gerückt worden. Er war ein *nôthafter ritter*, wohl aus Westfalen stammend, also ein Niederdeutscher von Geburt, der dann aber im Ordenslande seine zweite Heimat gefunden hat; eine Zeitlang hielt er sich in Nebre (Nebrau, Nawra) in Westpreußen auf. Wir besitzen von ihm in der mitteldeutschen Literatursprache des Ordenslandes, der aber manches aus dem norddeutschen Wortschatz seiner ursprünglichen Heimat beigemischt ist, außer dem jüngst aufgefundenen kleinen Fragment eines dritten der Erlösungsgeschichte gewidmeten Werks zwei umfangreiche Dichtungen, wohl zwischen 1295 und 1310 entstanden, eine kanonische und apokryphe Quellen nebeneinander benutzende Behandlung des Evangelium Nicodemi mit allerlei legendarisch-theologischen, aber auch selbständigen Zutaten gegen den Schluß hin, sodann eine Apokalypse, eine Vers für Vers fortschreitende, durch eigene Betrachtungen individualisierte Verdeutschung des biblischen Buches und seiner Auslegungen. Also Werke, die für einen Laien — er selbst bezeichnet sich als solchen — eine immerhin bemerkenswerte Bildung und Belesenheit voraussetzen. Hesler ist ein freimütiger Mann, der nicht mit Kritik zurückhält, insbesondere nicht gegenüber dem Klosterleben seiner Zeit. Seiner Antipathie gegen die Juden gibt er offen Ausdruck, die Deutschherren aber ehrt er als

Glaubenskämpfer, wenn er da, wo des Kampfes gegen den Antichrist und die Völker Gog und Magog Erwähnung geschieht, von den *dutsch geslachten* Helden spricht, *so nie die werlt irwelde degene also notveste.* Ihm selbst ist übrigens Kritik an seinen Werken nicht erspart geblieben. „Es ward ihm auf den Mund geschlagen," wie er sagt, wegen ungeschickter Übersetzung einer Offenbarung-Stelle. Hesler unterbrach daraufhin seine Arbeit, um sie später wieder aufzunehmen, er legte eine neue, freilich nicht bessere Übertragung jener Stelle seinem Publikum vor, war dabei aber naiv genug, wenn auch mit näherer Begründung, den ersten Übersetzungsversuch stehen zu lassen. Wer war dieses Publikum? diente die Apokalypse-Paraphrase etwa als Tischlektüre, wie diese die Ordensregel bei jeder Hauptmahlzeit vorschrieb? Daß Heslers Werke, besonders die Apokalypse, wie anderswo, so vornehmlich im Deutschorden sich großer Beliebtheit erfreuten, steht fest: die in Ordenskreisen geübte, fast alexandrinische Tätigkeit, die wir der Überlieferung zuteil werden sehen, ihr mehrfaches Vorkommen und gerade in preußischen Ordenshäusern beweisen es, desgleichen der Bilderschmuck in den Apokalypse-Handschriften, das Nachwirken dieser Dichtung bei Jeroschin und sonst.

Die Päpste verfügen in ihren Bullen über eine große Fülle lobender Epitheta für den von ihnen begünstigten Orden. Seine Mitglieder sind ihnen die Athleten im Dienste des Gekreuzigten, die starken Kämpen des christlichen Namens und der katholischen Kirche, die Ritter Jesu Christi, die ihr Waffenkleid mit ihrem eigenen Blute färben. Besonders nahe aber mußte dem Gedankenkreis des Deutschordens der Vergleich mit den Makkabäern

liegen, in denen sich gleichfalls religiöse und kriegerische Elemente berühren. Waren sie doch Hohepriester und Heerführer zugleich, ritterlich streitend für das Heiligtum ihres Volkes gegen die Heiden. Judas Makkabäus wurde der Ordensritter Ideal. Eine Bulle Honorius' III. nennt sie „die neuen Makkabäer in der Zeit des Heils", der Prolog zu den Ordensstatuten gedenkt ausdrücklich ihrer und zahlreich sind die Anspielungen bei Peter von Dusburg und Nikolaus von Jeroschin. Alles dies konnte gewiß dazu ermutigen, die so oft in Zitaten herangezogenen Makkabäerbücher den Ordensbrüdern in deutscher Sprache zugänglich zu machen. War bisher das Interesse an dieser biblischen Schrift in der deutschen Literatur ein geringes gewesen, hatte die ältere Predigt sie so gut wie ganz ignoriert, so mochte nun eine Übertragung geradezu zum Bedürfnis werden, wenn auch nur mit Rücksicht auf ein beschränktes Publikum. Es entstand, gewiß nur in allmählichem Fortschreiten, im dritten Jahrzehnt ein deutsches Makkabäerbuch, in dem der spröde Stoff nach Hieronymus und den Auslegungen Hrabans, des Petrus Comestor, Walafrid Strabo u. a. im Ganzen korrekt, aber trocken und ermüdend breit in meist achtsilbigen Versen wiedererzählt ist, nur vereinzelt durch eine, wohl durch das Passional beeinflußte kurzzeilige lyrische Partie, durch Reimhäufungen und kunstvollere Reimbindungen Abwechslung bietend. Als dritter Teil folgt auf die beiden Makkabäerbücher nach der Historia scholastica des Petrus Comestor eine ganz summarische Darstellung der jüdischen Geschichte vom Tode Symons bis zum Ende des Makkabäergeschlechts, für die die Bibel nichts bot. Der Dichter, der wohl ein Ordensritter war, sich aber aus Bescheidenheit absichtlich nicht nennt, über-

haupt lediglich um Gottes Willen, nicht den Menschen zu Liebe sein Werk verfaßt hat, schließt mit einem Ausblick auf das Neue Testament, für das das „nicht mehr genügende“ alte nur ein Vorbild sein solle. Man müsse, fügt er hinzu, als Christ fleißig in den Büchern des Neuen Testaments lesen und nicht nur das: auch mit ihrer „Glosse“ habe man sich vertraut zu machen, gegebenenfalls mit Hilfe der „hochgelobten Pfaffen“. Dieser ausdrückliche Hinweis auf das Neue Testament ist insofern nicht ohne Bedeutung, als in der Tat in der Deutschordensliteratur eine auffallende Bevorzugung des Alten Testaments herrscht. Und dies nicht nur, was die poetische Behandlung betrifft. Die prophetischen Bücher erfuhren etwas später auf Anregung des obersten Ordensmarschalls Siegfried von Dahenveld (1346—1359) durch den Barfüßerbruder Claus Cranc, Kustos in Preußen, eine gewandte Prosaübertragung mit poetischer akrostichischer Vorrede in zehnzeiliger Strophenform.

Die Handschrift des Makkabäerbuchs zeigt gelegentlich bildgeschmückte Initialen, unter ihnen an auffallender Stelle eine mit dem braunschweigschen Wappen und damit eine Beziehung auf Luther von Braunschweig. Darf man in ihm vielleicht den Verfasser vermuten und hat es eine tiefere Bedeutung, wenn die auf Wunsch Luthers gedichtete und formell vom Makkabäerbuch beeinflußte Danielparaphrase dieses zitiert?

Der Daniel, der auch die apokryphen Stücke vom Drachen und Bel zu Babel mit einschließt und sich wie die letztgenannten Dichtungen in weitläufigen Glossierungen ergeht, ist denen zu Ehren geschrieben, „die aus Preußen die Abgötter mit den Schwertern vertrieben haben“, und zwischen 1331—1335 zum Abschluß gebracht. Dem ano-

nymen Dichter, der von sich sagt, er spreche kein gutes Deutsch und habe vorher noch keine deutschen Bücher geschrieben, war außer dem Makkabäerbuch auch Heslers Apokalypse bekannt, dagegen scheinen zu Jeroschin, abgesehen von der gleichen Sphäre, in der sich beide bewegen, keine direkten Beziehungen zu bestehen. Von den Märtyrerinnen, die er einmal aufzählt, nennt er die heilige Barbara an erster Stelle, er wußte also von der großen Verehrung, die sie in Preußen genoß, und mag auch Luthers Gedicht über sie gekannt haben. Der heiligen Elisabeth, des typischen Vorbildes fül den Deutschorden wie für die Mystikerkreise, gedenkt er gleichfalls in warmen Worten. Im übrigen muß für den Daniel, der uns in zwei Handschriften aufbewahrt, aber noch ungedruckt ist, das Urteil aufgeschoben werden; günstiger steht es für Tilo von Kulm, dessen Gedicht „Von sieben Siegeln“ vor kurzem veröffentlicht wurde.

Tilo, als Domherr des Bistums Samland 1352—1353 nachweisbar, vielleicht auch mit Tilo vom Ermland, der 1324 und 1328 urkundet, identisch, schrieb sein Werk, das er am 8. Mai 1331 beendete, zu Ehren Gottes, der Jungfrau und der Ritter vom deutschen Hause, insbesondere als literarische Begrüßung ihres erst vor kurzem ernannten und außerdem noch von ihm in zwei lateinischen Gedichten gefeierten Hochmeisters Luther von Braunschweig, nach lateinischer Vorlage, aus der er nach seinem Belieben auswählte, dies aber dann treu wiedergebend.

Man hat für Tilos Gedicht „Von sieben Siegeln“ vergleichend den Heliand herangezogen. Die Parallele hat nur insofern eine gewisse Berechtigung, als der religiöse Stoff, der in der altgermanischen Messiade nationalisiert

wurde, hier partienweise in ein höfisch-ritterliches Milieu gerückt worden ist. Der Dichter knüpft an eine poetische Tradition an, wie sie durch Rudolf vom Ems und den Passionaldichter geschaffen war, und betritt damit eine Bahn, auf der dann Nikolaus von Jeroschin fortschreitet: der weltfreudige Sinn, der bald darauf im Ordensstaat Winrichs von Kniprode seine herrlichste und glanzvollste Verkörperung finden sollte, kommt auch in der geistlichen Ordensdichtung dieser Zeit mehr und mehr zu seinem Rechte, auch wenn sie dessen eingedenk bleibt, daß diese Welt mit Sirenenton lockt und am Ende falschen Lohn gibt. Das alte und doch ewig neue Thema von der Erlösung des Menschen, der bestimmt war im Paradiese *hoveman* zu sein, seiner Erlösung durch Gottes Sohn: auch Tilo hat es behandelt, anhebend mit der Schöpfung, dem Sturz Lucifers und dem Sündenfall; er schildert den Streit zwischen Milde (Barmherzigkeit) und Gerechtigkeit, in dem erstere siegt, geht dann zu Maria und Christi Geburt über, um in sieben Abschnitten im Anschluß an die Heilsgeschichte bis zum jüngsten Gericht allgemeine, moralisch-tendenziöse, kulturhistorisch interessante Betrachtungen über die menschliche Unvollkommenheit, insbesondere auch bei den Dienern der Kirche anzustellen, deren Intoleranz, Unaufrichtigkeit und Pflichtvergessenheit er scharf rügt. Das ganze klingt in einen Preis der Gottheit aus. Die Darstellung bewegt sich in starken Kontrasten. Das Dogma von der einheitlichen Trinität und der unbefleckten Empfängnis wird, sicher auf Grund der Vorlage, aus der der Dichter auch das Allegorisieren herübernahm, energisch verfochten mit drastischen Ausfällen gegen ketzerische Ansichten. Solchen Ausführungen, auch wenn der Verfasser

dabei lebhafte Teilnahme bekundet, vermögen wir kaum etwas abzugewinnen, wohl aber anderen, und gerade sie sind für Tilo charakteristisch. Die Vermählung der Jungfrau mit Gott, dem „König aus Oberland“ vollzieht sich ganz in den Anschauungen des Hohen Liedes, im Stil der bilderreichen, höfischen Mariendichtung, nach streng ritterlichem Zeremoniel. Die Darstellung des Verkehrs zwischen Maria und ihrem Sohne, aber auch sonst, bevorzugt die Minne- und Ritterterminologie in hohem Maße. In der häufigen Verwendung des Wortes *gral* als Inbegriff des Höchsten lebt Wolframs Definition fort und es mutet uns in dieser Umgebung eigenartig an, wenn, um Christi freiwilligen Opfertod als einzig hervorzuheben, der geistliche Dichter ihm Dietrich von Bern gegenüberstellt, der trotz aller Mannhaftigkeit und Tapferkeit doch sein Leben nicht für einen seiner Freunde dahingegeben haben würde. Ein gewiß origineller Vergleich!

Demselben Verfasser darf wohl auch eine poetische Paraphrase des Buches Hiob zugeschrieben werden, die uns in zwei Handschriften vorliegt, von denen die eine besonders reich und kostbar, mit Bildschmuck ausgestattet ist. Die Dichtung entstand im Jahre 1338 unter dem Hochmeister Dietrich von Altenburg und ist ihm gewidmet. Obwohl das Werk bisher nur in Auszügen bekannt ist, scheint in der Tat manches für Tilos Verfasserschaft zu sprechen. Anlage und Durchführung, Wortschatz, Stil und Verskunst zeigen große Übereinstimmung, die Eingangsworte sind gleichlautend mit denen in Tilos Gedicht. Wir sollen auf unserm Erdenwege, dieser Grundgedanke leitet den Dichter, Hiob zum Vorbild nehmen, uns in der Geduld üben, Glück und Unglück ohne Murren hinnehmen. Die

Übertragung schließt sich im ganzen eng an den biblischen Text an, daneben ist für die Auslegung Gregors des Großen Commentar Moralia super Job seine Quelle. Zum Schluß geht der Verfasser plötzlich in den Chronikenstil über und verherrlicht Dietrich von Altenburgs Kriegstaten, der Theologe wird Historiker und schlägt damit einen Ton an, auf den auch Jeroschins große Reimchronik gestimmt ist.

Mit ihr erreichte die Deutschordensdichtung ihren Höhepunkt. Ihr Verfasser, der Deutschordenskaplan Nikolaus von Jeroschin, ein Mann, hart an der polnischen Grenze geboren und seinen eignen Worten nach sprachlich *unbesnitten nâch hofelîchin sitten* d. h. nicht vertraut mit der höheren, höfischen Ausdrucksweise, mochte sich seinem Auftraggeber Luther von Braunschweig durch seine Lebensbeschreibung des preußischen Märtyrers, des heiligen Adalbert von Prag, empfohlen haben. Er hatte diese Ende der zwanziger Jahre auf Veranlassung des Bruders Gottfried von Heimberg, von dem er einst das Ordenskleid empfangen, unter freier Benutzung der lateinischen Vorlage, als eine Fortsetzung des Passionals verfaßt. Leider ist uns von dem Gedicht nur der hymnenartig einsetzende Anfang erhalten, in einem Handschriften-Fragment, das merkwürdigerweise mit einem Abschnitt aus dem Väterbuch verbunden ist. Auch dies also ein Beweis für den Zusammenhang des Passionals und Väterbuchs mit der Ordensliteratur.

Jeroschins Chronik von Preußenland ist, wenn auch das bedeutendste, so doch nicht das älteste Geschichtswerk in deutscher Sprache, das die östlichen Gegenden aufzuweisen haben. In Livland hatte sich früher als in Preußen eine historiographische Tätigkeit entwickelt. Durch die

Vereinigung des Schwertordens mit dem Deutschorden war dieser auch hier zur Herrschaft gelangt. Die Livländische Reimchronik, um 1290 von einem Ordensangehörigen, der überwiegend aus mündlicher Überlieferung und eigenen Erinnerungen schöpfte, in mitteldeutscher Sprache und im Formelstil der Spielleute, ohne individuelle Gestaltungskraft verfaßt, war immerhin geeignet, den Deutschorden auch in diesen Gegenden populär zu machen, dessen Tapferkeit den Dichter an die alten Sagenhelden Ecke und Dietrich von Bern gemahnte. — Für Jeroschin war also der Boden bereitet.

Was wir auch sonst gelegentlich wahrnehmen können: daß eine geschickte Bearbeitung mehr Erfolg hat als das Original, das gilt auch von Jeroschins Reimchronik; sie ist von größerem Einfluß gewesen als ihre Vorlage, das Chronicon terrae Prussiae des Peter von Dusburg, Jeroschins Zeitgenossen und Ordensbruders; sie hat die lateinische Chronik zur nationalen Dichtung erhoben, zugleich aber den historischen Wert durch eigene Zutat erhöht. Aus einem, von alttestamentlichem Geiste getragenen, kirchlich einseitigen, ja fanatischen Erbauungsbuch, das wohl den heiligen Krieg, nicht aber die Geschichte des Deutschordens in erster Linie darstellen wollte, dazu die einzelnen Begebenheiten nur lose, oft unchronologisch aneinander reihte, hat Jeroschin bei aller aufrichtigen Frömmigkeit, die ihm innewohnt, ein sorgfältig komponiertes Kulturbild voll Weltfreude und Lebenswärme geschaffen, in dem die Kreuz- und Kriegsfahrten zur Heldensage geworden sind, einzelne Szenen und Episoden sich wie Novellen lesen, die inbrünstig-schwärmerischen Partien an die Mariendichtung gemahnen.

Jeroschin ist ein gewandter Erzähler, er schildert lebendig und anschaulich, gelegentlich auch humoristisch, er sucht psychologisch zu motivieren und versteht sich auf poetisches Ausmalen. In sprachlicher Beziehung besitzt er wortschöpferische Begabung, wir spüren einen Hauch Wolframschen Geistes in ihm. Spricht er auch selbst seiner Rede *hofelîche sitten* ab und sind wir auch nicht in der Lage, direkte Beziehungen zur älteren höfisch-ritterlichen Erzählungsliteratur nachzuweisen, so zwingt doch seine oft höfische Diktion zur Annahme, er habe manches von ihr gekannt, und sicher war er mit dem vertraut, was der Deutschorden bisher literarisch geleistet hatte, ja über einiges dieser Art wie Gerstenbergs leider verlorenes Gedicht über des Mönches Otter Irrfahrt und Rettung erfahren wir nur durch Jeroschin. Er hat aber trotzdem seiner eigenen Schreibweise die Selbständigkeit ebenso zu bewahren gewußt, wie er bei aller Treue gegen seine Vorlage doch seiner Darstellung ein originales, persönliches Gepräge zu geben verstanden hat. Dies persönliche Moment aber ist weltlicher Art, auch wenn dem Dichter „die süße Maria Leiterin“ war, er ihr zum Lobe sein Werk gewidmet hat.

Jeroschins Dichtung sind Schicksale nicht erspart geblieben. Als bereits vier Quinterne Manuskript vorlagen, kam dieses durch Neid seiner Ordensbrüder abhanden; Jeroschin hat dann auf Bitten Dietrichs von Altenburg abermals die Arbeit in Angriff genommen und die Ereignisse bis zum Jahre 1331 fortlaufend geschildert, damit, wie es heißt, „die Wunder und Zeichen Gottes allen deutschen Leuten“ bekannt würden. Der Fall steht, wie wir bereits sahen, nicht vereinzelt da, man kann ihn viel-

mehr fast als Kriterium für die Deutschordensdichtung ansehen. Der Passionaldichter, der Verfasser der Münchener Thomaslegende, Heinrich von Hesler äußern sich gleichfalls über Intrigen, denen sie in ihrer engeren Umgebung ausgesetzt waren. Es wirft das gewiß kein günstiges Licht auf die Literaten im Deutschorden, doch dürfte es kaum gelingen, die tieferen Gründe solcher persönlichen Polemiken zu ermitteln.

Zur Livländischen Reimchronik und zu Nikolaus von Jeroschin gesellt sich als dritter Vertreter der Ordenshistoriographie in deutscher Sprache Wigand von Marburg, dessen gereimte Chronik aus dem Jahre 1394 wir im Original nur in winzigen Fragmenten besitzen, ein Werk, das, wenn es auch betreffs der Quellen unabhängig neben Peter von Dusburg und Jeroschin steht, doch in gewissem Sinne eine Fortsetzung Jeroschins genannt werden kann, da die Darstellung, die die Ordensglanzzeit zum Mittelpunkt hat, nun ganz in der Freude an Kampf und Spiel, Rossetummeln und Waffengeklirr aufgeht, allein die kriegerischen Taten feiert, wobei man freilich den Stand des Dichters — er war kein Ordensbruder, sondern hochmeisterlicher Wappenherold — nicht wird unberücksichtigt lassen dürfen.

Mit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts findet die Deutschordensdichtung ihren Abschluß, nicht aber versiegt das literarische Interesse im Orden, und wenn auch nach außen hin der weltlich-politische Charakter des Ordensstaates immer stärker hervortritt, wenn in den Tagen Winrichs von Kniprode und seiner Nachfolger das fahrende Volk, das von nah und fern auf dem Hochmeisterschloß zu Marienburg zahlreich sich zusammenfand, doch nur

recht äußerlich und oberflächlich die weltliche Machtstellung zu veranschaulichen mithalf, so sind die höheren geistigen Bedürfnisse trotzdem nicht zu kurz gekommen. Man war beständig darauf bedacht, den Bestand der Büchereien in den einzelnen Ordenshäusern, nicht nur in den preußischen, zu vermehren und möglichst vielseitig zu erweitern, insbesondere auch die ungelehrten Ordensbrüder mit Bildungsmaterial in Gestalt von deutschen Büchern zu versehen. Was ein Ordensbruder bei seinem Tode an Büchern hinterließ, fiel dem Landeskomtur zu, der nach eigenem Ermessen die Verteilung in die einzelnen Ordenshäuser verfügte; ohne Erlaubnis des Deutschmeisters durfte kein Buch veräußert werden, dagegen wurden die Brüder zu Bücherschenkungen ermahnt und wir lesen von solchen an den Hochmeister. Papst Nikolaus V. schickte im Jahre 1461 einen besonderen Abgesandten an den Hochmeister nach Preußen mit dem Auftrag, dort für die vatikanische Bibliothek seltene Werke anzukaufen oder abzuschreiben. Doch wohl ein Beweis für die Reichhaltigkeit und die Wertschätzung der Bücherbestände im Ordenslande. Mochte es sich in letzterem Fall auch um griechische und lateinische Literatur handeln, so lassen mehrere Bücherverzeichnisse aus dem Ende des 14. und aus dem 15. Jahrhundert andererseits erkennen, wie sehr man bestrebt war, deutscher Bildung eine dauernde Stätte im Ordensland zu bereiten, und so manches Manuskript auch in den Stürmen des 14. und 15. Jahrhundert abhanden gekommen und zugrunde gegangen sein wird, es haben sich immerhin noch zahlreiche Handschriften einheimischer und aus anderen deutschen Landesteilen eingeführter Literaturwerke aus jenen Tagen erhalten. Nicht selten zeichnen sie sich durch

großes Format, kostbare Ausstattung und Bilderschmuck in Gestalt kunstvoller Miniaturen, auf Goldgrund gemalter Initialen aus. Eine systematische Durchforschung unserer Bibliotheken auf Handschriften, die aus dem Deutschorden hervorgegangen oder früher im Deutschordensbesitz gewesen, würde sicher lohnende Ausbeute gewähren, leider aber hat man erst in jüngster Zeit der Herkunft unserer Handschriften größere Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen. Genaueres wissen wir nur über die Königsberger Handschriftensammlung, was im Besitz außerpreußischer Ordensballeien war, kam bisher nur gelegentlich zur Sprache.

Daß die Übersetzung der Bibel und einzelner biblischer Schriften, wie z. B. der Apostelgeschichte, der Offenbarung, lebhaft betrieben wurde, ist selbstverständlich, wenn wir uns der vielfachen poetischen Behandlung dieser Stoffe erinnern. So besaß das Thorner Ordenshaus u. a. im Jahre 1394 eine deutsche Evangelienhandschrift und eine deutsche Bibel, erster Teil, zu dem bereits 1398 ein zweiter Teil hinzugekommen war, außerdem das Speculum humanae salvationis deutsch und Bruder Bertolds Übertragung der Summa des Johann von Freiburg, von der auch das Ordenshaus zu Osterode ein Exemplar zu eigen hatte. Die in der Königsberger Universitätsbibliothek aufbewahrte Übersetzung der Evangelienkommentare des auch von Nikolaus von Jeroschin zitierten Thomas von Aquin stammt aus den Ordensbibliotheken von Osterode und Königsberg; vielleicht gehört auch ein deutscher Vinzenz von Beauvais hierher. Daß der der Maria geweihte Orden die ältere Mariendichtung hochhielt, beweist das Vorhandensein einer Handschrift von Wernhers drei Marienliedern in Osterode,

einer Handschrift der Kindheit Jesu von Konrad von Fußesbrunn im Königsberger Ordenshause, in dem man auch Thomasins Wälschen Gast, den Wartburgkrieg und den Seelentrost finden konnte. Besonderer Beliebtheit muß sich das Väterbuch erfreut haben, in nicht weniger als fünf Ordensbibliotheken war es vertreten, das Passional in Königsberg und Schlochau. Dem Strickerschen Rolandslied begegnen wir in Königsberg, Schlochau, Thorn und sogar dreimal in der Marienburger Ordensbibliothek, die auch Rudolfs Barlaam in drei Exemplaren zur Verfügung stellte. Diesen die Glaubensstärke verherrlichenden geistlichen Roman besaß gleichfalls Osterodes Ordenshaus. Auch der heutige Bestand der ost- und westpreußischen Bibliotheken birgt noch allerlei handschriftliches Material, das gewiß ursprünglich Eigentum dortiger Ordenshäuser war, wenn es auch oft an urkundlichen Belegen dafür fehlt; ich denke dabei an die Christherre-Chronik, an Freidank und Frauenlob, an Merswins Neun Felsen und vereinzelte Predigt- und Tractatliteratur. Außerhalb Preußens verdienen, so viel sich bisher ermitteln lies, die Mergentheimer Manuskripte, jetzt in Stuttgart, genauere Durchsicht, desgleichen die Wiener Handschriften. Die Heidelberger Handschrift von Herborts von Fritslar Trojanerlied wurde im Jahre 1333 in Würzburg für einen Deutschordensritter geschrieben, ein Fall, der sicher nicht allein dasteht. Die Trojanersage konnte in Ordenskreisen schon auf Beifall rechnen.

Das Literaturbild, das wir zu entwerfen suchten, würde aber unvollständig sein, gedächten wir nicht noch kurz der juristischen und rein theologischen Bestrebungen, die sich im Deutschorden gleichzeitig geltend

machten; auch sie bevorzugten zum Zweck der Gemeinverständlichkeit die heimische Sprache. Dank Steffenhagens eindringenden Forschungen über die reich vertretenen Rechtshandschriften im Ordenslande erkennen wir, wie rüstig und erfolgreich dort der Deutschorden sich von Anfang an auf dem Gebiet der Rechtspflege betätigt hat. Seit den Tagen Hermanns von Salza hat im Deutschordensstaat das Deutsche Recht das gesammte Rechtsleben beherrscht. Von Magdeburg, der sächsischen Zentrale, und Lübeck der Seestadt entlehnten die von niederdeutschen Kolonisten gegründeten Binnen- und Küstenstädte des Ostens ihre Rechtssatzungen, und war auch z. T. die lateinische Fassung die originale, die deutschen Übersetzungen und Bearbeitungen erhielten bald allein offiziellen Charakter, wie denn die Gesetze und Verordnungen der späteren Hochmeister gleichfalls meist im heimischen Idiom abgefaßt sind.

Und auch die wissenschaftliche Theologie verschmähte nicht die ungelehrte Form, wollte sie auf weitere Kreise wirken. Hier ist zu nennen Johannes Marienwerder (1343—1417), „der gelehrteste Theologe des Deutschordensstaates“, der nach längerem Wirken als Artistendekan und Theologieprofessor an der Prager Universität, wo er auch studiert hatte, 1387 nach seiner Vaterstadt Marienwerder zurückkehrte, dort Deutschordenspriester und als solcher Domherr an der Kathedrale wurde, Verfasser scholastischer, jedoch aufs Praktische gerichteter Schriften, vor allem aber bekannt als Beichtvater der dem Vorbild der Birgitta von Schweden nacheifernden Dorothea von Montau († 1394), der preußischen Visionärin und Klausnerin, deren Leben und Gesichte er in mehreren Schriften lateinisch be-

handelte, dann aber in ein deutsch geschriebenes, zunächst wohl für die Deutschordenspriester berechnetes Werk zusammenfaßte. In ihm, einem der ersten größeren Werke in deutscher Prosa auf preußischem Boden, dessen Sprache bisher ebenso wenig genügende Beachtung gefunden hat wie das Studium der deutschen Mystik daran vorübergegangen ist, so nahe auch der Vergleich mit ähnlichen aus deutschen Frauenklöstern stammenden Erzeugnissen der Visionenliteratur liegt, besitzen wir zugleich das älteste in Preußen, und zwar zu Marienburg 1492 gedruckte Buch.

Wer in dem Marienburger Treßlerbuch blättert, das uns über die Ausgaben des Ordensstaates, insbesondere des Hochmeisters, für die Jahre 1399—1409 in so einziger Weise Auskunft gibt, wird zahlreichen Posten begegnen, die von Geldspenden an das fahrende Volk melden, das Wort in weitestem Sinne genommen, indem es Spielleute, Liedsprecher, Musiker aller Art, Possenreißer, Gaukler und Narren, oft aus fernsten Gegenden hergekommen, einschließt, nicht minder aber auch an Handschriftenschreiber, Illuminatoren und Maler, für Bücher und Gemälde, — es war die goldene Zeit des Deutschordens, auf die dann jäh der Sturz folgte, die Zeit unmittelbar vor der Tannenberger Schlacht, deren Gedächtnis sich uns gerade in diesem Jahre nach Verlauf eines halben Jahrtausends in Gestalt ernstester Mahnung erneut. Sicher wäre es verfehlt, mit Hilfe solcher, wenn auch noch so zahlreicher und an sich höchst willkommener Notizen daraus für den Orden in seiner Gesamtheit ein besonders lebhaftes Literatur- und Kunstinteresse — letzteres übrigens mit größerem Rechte angesichts der kirchlichen Bauten, die Marienburg und Marienwerder, Danzig und Frauenburg noch heute schmücken

— ableiten zu wollen: der äußere Glanz war bedingt durch die Weltstellung, zu der der Orden sich in zweihundertjähriger Geschichte durch persönliche Tapferkeit und Umsicht seiner führenden Mitglieder wie durch ein großartiges, fast modern zu nennendes Verwaltungssystem emporgeschwungen hatte, daneben auch in Folge der damit Hand in Hand gehenden Verweltlichung, die aber eine harmonische Ausgestaltung nicht zuließ, da sie in Widerstreit geraten mußte mit der starr festgehaltenen, in ihrer man darf sagen raffinierten Geschlossenheit imponierenden, aber schließlich doch auf Geistesknechtung und Unfreiheit abzielenden Ordensregel und dadurch das Verhängnis heraufbeschwor.

Das aber dürfte unsere Betrachtung gezeigt haben, daß der Begründer der wissenschaftlichen altpreußischen Geschichtsschreibung Johannes Voigt irrte, wenn er des Glaubens war, von höheren geistigen Bestrebungen aus der Deutschordensbrüder Mitte wisse mit einer Ausnahme — er meint die Theologia Deutsch — die Geschichte nichts, ein Ausspruch, den auch Treitschke in seiner schönen Studie über das deutsche Ordensland Preußen wiederholt hat. Gewiß! eigentlich gelehrte Studien haben zu keiner Zeit zu den Aufgaben des Deutschordens gehört und in diesem Sinne konnte die Ordensregel bestimmen, daß die ungelehrten Brüder nur mit Erlaubnis lernen, die gelehrten dagegen, wenn sie wollten, das Gelernte üben sollten. Vielleicht sind, beiläufig bemerkt, Neid und Mißgunst, über die, wie wir sahen, schriftstellernde Ordensbrüder gelegentlich zu klagen hatten, die Folge solcher Bestimmungen gewesen. Wohl aber haben sich einzelne Ordensmitglieder oder doch dem Orden nahestehende die Pflege der Dichtung

angelegen sein lassen, um, sei es aus eigenem Antrieb oder auf höhere Anregung, in ihrer Weise des Ordens Ideale ihrer Erfüllung näher zu bringen, indem sie die biblischen Helden und Heldinnen und die Heiligen der Legende feierten als Vorbild eigenster Bestrebungen oder durch Verherrlichung von ihrer Vorfahren Heldentaten. Mochte die Deutschordensdichtung somit auch tendenziöse Zwecke verfolgen und befriedigt sie unsere ästhetischen Anforderungen auch nur unvollkommen: sie fesselt den Forscher als Nachblüte deutscher Poesie im fernen Osten zu einer Zeit, wo in Süddeutschland der dichterische Quell sich bereits erschöpft hatte. Der Orden selbst aber hat Sorge getragen, sie bis auf unsere Tage zu erhalten.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.